
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1901. * № 30.

Ums Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Hohenberger graute ordentlich vor den dämonischen Gaben seiner Zukünftigen. Er guckte Eva so scheu an, daß diese kaum das Lachen verbeißen konnte.

„Aber das ist ja der reine Roman!“ stammelte er endlich verblüfft. „Und du bist die richtige Hexe, Evi. Machst ja mit den Leuten, was du willst.“

„Siehst du!“ sagte Eva neckisch. „Hüte dich!“

Sie sah so reizend aus, als sie, den schlanken Zeigefinger drohend erhoben, ihn so schelmisch warnend ansah, daß seine Scheu sofort wich. Er zog sie an sich und begann an ihr herumzuküssen, zu streicheln und ihr eine solche Flut von Schmeichelnamen zu geben, daß man ihm die Uebung, die er in der Mundart der Zärtlichkeit erworben hatte, sofort anmerkte.

Eva ließ sich seine Liebkosungen eine Weile gefallen, dann entwand sie sich ihm. Er sah erst ein wenig scheel dazu, dann lächelte er selbstbewußt.

„Fürchtest du dich vor mir, Schatzerl?“ fragte er.

Eva sah ihn mit einem sonderbar glitzernden Blick an. „Das weniger. Aber man muß euch kurz halten.“

In der Gesellschaft der beiden Männer hielt es Herr Rudi nicht gar zu lange aus. Dieser Christian Rauscher war doch ein gar zu spießbürgerlicher Herr für ihn, und Karl ein wenig zu jung. Er sann nach, wie er die beiden am besten los werden könnte, dann sagte er: „Ich hab' den Wagen unten stehen, und der Abend ist so schön. Wie wär's, wenn wir eine kleine Spazierfahrt machen würden?“

Er hatte sich ziemlich deutlich zu Eva gewandt, in der Hoffnung, man würde sie mit ihm allein fahren lassen.

Herr Rauscher aber antwortete: „Ich für mein Teil dank' bestens. Aber die Evi und der Karl werden gern mitfahren.“

Karl stimmte begeistert zu. Es war ja die Möglichkeit, daß der Wagen einem oder dem anderen Kommilitonen von der Technik begegnete. Die würden Augen machen, den Studiosus Rauscher in der vornehmen Equipage zu sehen.

Hohenberger verbarg seinen Aerger so gut er konnte. Wenigstens war er den Alten los. Das war immerhin etwas, sogar die Hauptsache.

— — — — — — — — — — — —

Von nun an ging alles im Hause Rauscher seinen regelrechten Gang, den beiden Trauungen entgegen. Auch Franz und Fanny wollten im Juli heiraten, weil sich Neumeiers Urlaub nicht mehr verlegen ließ. Da gab es denn täglich Besorgungen und Besuche zu machen, so daß Mutter Rauscher, die nach zwei Seiten die Pflichten der Brautmutter zu erfüllen hatte, herzlich wenig zu Atem kam.

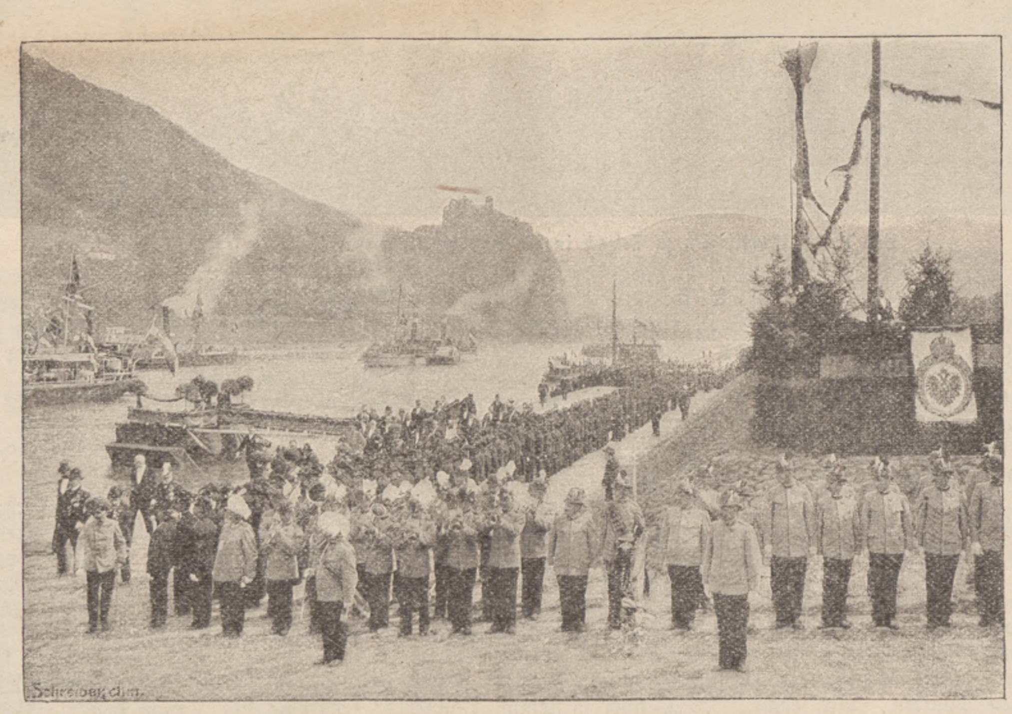
Das war ihr aber gerade recht. Sie strahlte vor Glück dabei. Freilich, ein Tropfen Wermut war doch in ihrem Becher. Zwischen den beiden Paaren wollte sich kein rechtes Einvernehmen herstellen. Das war am Ende kein Wunder, nach dem, was vorgefallen war. Man mußte zufrieden sein, wenn die Männer höflich miteinander waren, wenn sie einmal zusammentrafen, und im übrigen einem solchen Zusammentreffen möglichst aus dem Wege gingen. Aehnlich war es zwischen den Schwestern.

Wenn das der Mutter, die natürlich alles gern im schönen Einvernehmen gesehen hätte, gar zu sehr ans Herz griff, klagte sie wohl einmal ihrem Manne ein wenig vor.

Der aber sah sie nur verwundert an. „Ich weiß nicht, was du willst,“ sagte er. „Soll der Neumeier mit dem Hohenberger Duzbruderschaft machen? Oder die Fanny mit der Eva ein Herz und eine Seel' sein?“

Das war leider nicht möglich. Selbst Frau Rauscher sah das ein. Aber es kränkte sie doch, daß es nicht möglich war.

Sie vergaß aber diesen einzigen Kummer, der sie drückte, immer wieder über der Freude, die das Glück Evas ihr machte. Sie entsetzte sich ordentlich, wenn Hohenberger und die Tochter sie auf ihre Fahrten in die Geschäftsläden mitnahmen, und sie sah, was der glückliche Bräutigam alles zusammenkaufte und bestellte. Seidene Wäsche für Eva, seidene Bettdecken, Eiderdaunenbetten, silbernes Tischgerät in solcher Menge, daß ein Mann es kaum hätte tragen können, Möbel, die nicht der Tischler



Der Besuch des Kaisers Franz Joseph in Aussig: Der Kaiser schreitet die Front der Kriegervereine ab. (S. 235)
Nach einer Photographie von Renke & Ostermaier in Dresden.

gefertigt hatte, sondern der Holzbildhauer, Meißner Porzellan, orientalische Teppiche mit den seltsamsten Namen; für Eva einen riesigen Kasten voll Kleider, von denen jedes einzelne mehr kostete, als die gesamte Garderobe, die Fanny mitbekam; allein für hundert Gulden Handschuhe!

In diesen kleinen Nebenposten drängte sich für die gute Frau alles das Unbegreifliche, Nochniedagewesene dieser fürstlichen Ausstattung zusammen. So knapp ihre Zeit jetzt bemessen war, schlüpfte sie am Abend des Tages, an dem sich das Unerhörte zugetragen, zu der Nachbarin hinüber, um sich im Geplauder mit der teilnehmenden Frau das beengte Herz zu erleichtern.

„Stellen S' Ihnen vor, Frau Leuckhardt — um hundert Gulden Handschuh' hat er ihr heut gekauft!"

Die Alte riß erstaunt die großen runden Augen auf und schlug die Hände zusammen. „Das is ja unerhört! Um hundert Gulden Handschuh'! So viel kauft ja nit einmal die Kaiserin auf einmal. Ja, ich sag's ja — die Everl, die Everl!"

Sie begann nun Frau Rauscher weiter auszufragen. Es interessierte sie ja das alles so sehr. Evas Mutter erzählte, ohne sich allzu lange bitten zu lassen.

„Eine Wohnung auf dem Opernring hat er g'nommen — zehn Zimmer im ersten Stock. Acht Dienstboten werden aufg'nommen. Ein Kammerdiener, ein Kutscher, ein Reitknecht — die Eva lernt jetzt schon reiten — eine Kammerjungfer, zwei Stubenmädeln, eine Köchin und eine für alles."

„Was macht er denn mit die Leut', die er jetzt hat?" fragte die Zuhörerin neugierig.

„Denen hat er allen gekündigt. Er sagt, es thut nit gut, wenn die Dienstleut' länger im Haus sind als d' Frau. Sie werden zu keck. Recht hat er schon."

„Freilich, freilich. Und dann" — Frau Leuckhardt machte ein unsäglich pfiffiges Gesicht — „in so einer Jungg'sellenwirtschaft wissen die Dienstleut' oft zu viel, was dem Herrn nit recht wär', wenn sie's der jungen Frau erzähl'n thäten."

„Glauben S', daß er's so arg 'trieben hat?" fragte Frau Rauscher ein wenig peinlich berührt.

„Aber liebe Frau v. Rauscher! Die noblen Herren, da is doch einer wie der andere. Aber da brauchen S' Ihnen doch nix draus z' machen. Das werden die besten Ehemänner die sich, solang s' ledig waren, so recht austobt haben."



Von den Passionsspielen zu Selzach in der Schweiz: Abschied von Bethanien. (S. 235)

Es verbarg sich einige Tücke hinter dieser trostreichen, salbungsvollen Abhandlung, die Frau Leuckhardt der ein wenig verstimmten Nachbarin jetzt hielt. Nicht, daß sie ihr neidisch gewesen wäre — Gott behüte! Wer das gemeint hätte, kannte die Leuckhardten schlecht, die gute Seele. Aber man mußte doch dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Ein bißchen Wasser in den Wein gießen, war unter Umständen die reine Christenpflicht. Wenigstens bekam er, der ihn trank, einen weniger schweren Kopf davon.

Frau Rauscher nahm der Alten ihre Reden weiter nicht übel. So sprachen sie ja alle, die Verwandten und Bekannten, deren in der letzten Zeit täglich mehrere zu Besuch gekommen waren. Mit honigsüßen Worten, mit den allerherzlichsten Glückwünschen fingen sie an, und der Pferdefuß kam nachgehinkt. Mein Gott, die Leute waren eben neidisch. Mochten sie. Es that ordentlich wohl, beneidet zu werden.

Sie parierte das versteckte Bedauern der Nachbarin, daß die schöne Eva einen so ausgelebten Menschen zum Mann bekommen solle, mit immer neuen und immer glänzenderen Schilderungen der märchenhaften Pracht, mit der Hohenberger sein junges Frauchen umgeben werde, und empfahl sich dann mit der Begründung, daß es für sie hohe Zeit sei, zu Bette zu gehen. Morgen gab es ja wieder alle Hände voll zu thun.

Als sie in die Wohnung zurückkam, fand sie Fanny allein bei der Lampe sitzen und eifrig nähen; Karl war von der Kneipe, an der er heute teilnahm, noch nicht nach Hause gekommen, die anderen schon schlafen gegangen. Ohne recht zu wissen, wie es kam, freute Frau Rauscher sich ganz ungemein, mit ihrer Aeltesten ein gemütliches Plauderstündchen halten zu können.

„Na, noch so fleißig, Fannerl?" fragte sie, während sie sich einen Stuhl heranholte.

Das Mädchen sah mit glückstrahlendem Gesichte zu der Mutter auf. „Ich muß halt. Für mich sitzen ja nicht an allen Enden von Wien die Näherinnen und arbeiten drauf los, als ging's um die ewige Seligkeit."

„Du könntest es aber auch haben. Hohenberger hat mir's gestern erst an'tragen, daß er eure Einrichtung auch besorgen will."

„Und was hast du g'sagt?" fragte Fanny ruhig.

„Ich hab' mich schön bedankt und ihm gleich g'sagt, was ihr für komische Leut' seid, du und der Neumeier. Ihr thätet es wohl nicht annehmen."

„Daran hast du sehr recht gethan, Mutter."

Frau Rauscher betrachtete ihre Tochter aufmerksam, wie sie da vor ihr im Lampenscheine saß und die Nadel hurtig fliegen ließ. Das Mädel war ganz verändert, ordentlich jung geworden. Und beinahe schön.

„Du vertragst dich sehr gut mit dem Franz?" fragte sie nach einer Weile.

Fanny ließ die Nadel ruhen und sah mit glückseligem Lächeln in die Lampenflamme.

„Ich glaub', wir werden sehr glücklich miteinander werden, Mutter," sagte sie träumerisch.

„Und ... und das mit der Eva hat er schon ganz verwunden?" fragte die Mutter weiter. „Ich krieg' ihn jetzt so selten zu sehen.

Ihr geht ja immer fort miteinander, und wenn er kommt, dich abholen, bin ich meistens nit da."

„Ganz, Mutter!" beteuerte Fanny, ohne daß ihr ein Schatten über das leuchtende Gesicht zog. „Das war wie eine Krankheit, von der er jetzt gesund geworden ist. Und ganz anders is er jetzt als früher. Das gedrückte, schüchterne Wesen, was er an sich g'habt hat, du weißt ja — wie weggeblasen. Als wär' er auf einmal aus einem schüchternen Jüngling ein Mann geworden, ein richtiger, ernster, selbstbewußter Mann."

Frau Rauscher bemerkte mit nicht geringem Erstaunen, daß sie ihrer Aeltesten, die doch eine so bescheidene Partie machte, mit mehr Mutterfreude die Schilderung ihres stillen Glücks abfragte, als sie neben Eva in den glänzenden Läden in der Kärntnerstraße oder am Graben empfand.

„Es is halt mein armes Hascherl!" dachte sie gerührt. „Die Blattern, die Blattern! Wenn so einem unglücklichen Kind ein klein's Glück widerfahrt, is man dankbarer dafür, als wenn das andere, schöne, weiß Gott was für Erfolge hat."

Laut fragte sie: „Habt ihr schon eine Wohnung g'funden, die euch passen thut? Auf-g'nommen habt ihr noch keine. Das hättest du mir ja g'sagt."

„Wir haben eine gesehen," antwortete Fanny. „Draußen in Währing. Ein bissel weit freilich. Aber das Frühaufstehen macht ihm nix, sagt der Franz. Schön is s' dafür. In ein' ganz neuen Haus zwei Zimmer, Vorzimmer und Küche, alles in einen großen Garten hinaus. Wunderschön und still, und — was die Hauptsach' is für uns — billig. Morgen wollen wir noch einmal hingehen. Entschließen wir uns dafür, so bitten wir dich, daß du mitkommst. Das heißt, wenn du Zeit hast," schloß Fanny schalkhaft.

Die Mutter wurde ein wenig verlegen. „Aber natürlich. Ich kümmer' mich ohnedem viel zu wenig um euch zwei. Aber du weißt ja —"

„Gewiß, gewiß, Mutterl," sagte Fanny begütigend. „Wir werden schon allein fertig. Bei der Eva ist das was anderes. In den Kreisen, in die die hineinkommt, thät' man ja reden darüber, wenn man sie zu viel mit ihrem Verlobten allein sieht. Bei uns is das was anders. Wir können thun, was wir wollen, keiner schert sich drum."

„Wenn du's nur einsiehst!" sagte die Mutter aufatmend und faßte die Tochter zärtlich an der Hand. „Ich mach' mir manchmal Vorwürfe drüber, daß ich dich jetzt, in der Zeit, wo ein Mädel die Mutter am nötigsten hat, so viel allein lassen muß. Aber glaub mir, Fannerl, ich denk' sehr viel an dich und freu' mich über dein Glück ebensosehr, vielleicht noch mehr, als über der Eva ihres."

„Das weiß ich ja, Mutter. Das weiß ich."

Fanny zog die Hand der Mutter an die Lippen und küßte sie. Dann fuhr sie ohne eine Spur von Bitterkeit fort: „Es ist ja auch gar nicht anders möglich. Für die Eva hast du ja immer nur von einem ganz außerordentlichen Glück geträumt, und wegen mir hast du Angst g'habt, ich bleib' sitzen mit meinem zersetzten G'sicht."

„Aber Fanny!" protestierte die Mutter ein wenig zaghaft. Im stillen aber wunderte sie sich, wie genau das Mädchen wußte, was in ihr vorgegangen war.

„Laß nur, Mutterl," meinte Fanny lächelnd. „Uebrigens, weil wir so gemütlich beisammen sitzen, möchte ich dir was sagen, was der Franzl und ich heute besprochen und ausgemacht haben, natürlich, wenn ihr einverstanden seid."

(Fortsetzung folgt.)



Mathilde Weber †.
Nach einer Photographie von W. Hornung, Hofphotograph in Tübingen.

Illustrierte Rundschau.

Auf seiner Reise durch Böhmen hat **Kaiser Franz Joseph** auch der betriebsamen Bezirkshauptstadt **Aussig** an der Elbe einen **Besuch** abgestattet. Nach dem Verlassen des Dampfschiffes schritt der greise Monarch zunächst **die Front der Kriegervereine** ab, die am Ufer aufgestellt waren. — An der von Basel nach Biel führenden Bahn liegt am Fuße des Jura der schweizerische Ort **Selzach**, neuerdings viel genannt durch die alle drei Jahre (1901, 1904 u. s. w.) dort stattfindenden sehenswerten **Passionsspiele.** Eine der ergreifendsten Scenen bildet Christi **Abschied von Bethanien** und seiner Mutter vor dem letzten Leidensgang. — In Tübingen ist Frau **Mathilde Weber**, geborene Walz, die Witwe des verstorbenen Universitätsprofessors v. Weber, im Alter von fast 72 Jahren gestorben. Ein Leben, reich an segensreicher Arbeit, hat damit seinen Abschluß gefunden. Mathilde Weber war die erste schwäbische Frau, die sich vor mehr als 30 Jahren den Bestrebungen anschloß, welche auf die Hebung der weiblichen Arbeitskraft und Selbständigkeit abzielen. Rastlos thätig war sie im Dienste des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins"; besonders segensreich war ihr Wirken im engeren Kreise zu Tübingen, wo sich die Verstorbene durch verschiedene von ihr gegründete, sehr ersprießlich wirkende Vereine und andere Liebeswerke ein dauerndes Denkmal gesetzt hat. — Neuere Forschungen und Versuche haben dargethan, daß das **Malariagift** kein Miasma, sondern ein mikroskopischer Parasit ist, der im Blute des Menschen wie gewisser Stechmücken schmarotzt und durch den Stich der Anophelesstechmücke (Moskito) auf den Menschen übertragen wird. Man hat in Italien an verschiedenen Stellen, zum Beispiel bei Ostia, einem der berüchtigtsten Malariaorte der römischen Campagna, durch geeignete Maßregeln einen völligen Malariaschutz für Menschen erzielt, indem man sie vor dem Stich der Stechmücken schützte. Alle, die sich den ärztlichen Maßregeln fügten, blieben malariafrei, im Gegensatz zu den Landarbeitern, welche die Aerzte verlachten und fortfuhren, sich in ihren elenden Strohhütten den Stichen der Moskitos auszusetzen. Die **Behandlung der Malariakranken** bestand in der Verabreichung starker Gaben von Chinin.

Die Wasserkünste in Hellbrunn bei Salzburg.

(Mit Bild auf Seite 236.)

Das vom Erzbischof Markus Sittich 1613 im Renaissancestil erbaute, jetzige kaiserliche Lustschloß Hellbrunn bei Salzburg ist berühmt durch seine Wasserkünste. Der den Garten und Park durchziehende „helle Brunnen" ist zur Herstellung einer Menge mechanischer Spielereien im Geschmack des 17. Jahrhunderts benutzt worden, die während der schönen Jahreszeit stets ein zahlreiches Publikum herbeilocken. Die größten Wasserkünste befinden sich am Eingange zur Neptunsgrotte, in der aus 5000 Spritzröhren ein Platzregen täuschend nachgeahmt wird. Beim Fortgehen wird den Nachzüglern vor dem Schloß (siehe das Bild auf S. 236) noch eine nasse Ueberraschung zu teil, indem an den Treppenstufen aus dem Kies, aus Ornamentteilen und schließlich sogar aus den Geweihen der bronzenen Hirschköpfe Wasserstrahlen spritzen.

Giraffen an der Lagune.

(Mit Bild auf Seite 237.)

Das mittlere und südliche Afrika bildet die Heimat der 5 bis 6 Meter hohen, fahlsandgelben und schön rostbraun gefleckten Giraffe. Zur regenarmen Zeit suchen diese merkwürdigen Tiere die Seen und Flüsse oder, wo solche fehlen, die spärlichen Wasserbecken und Tümpel auf, während sie sonst, wenn alles grünt, lange Zeit nur von saftigen Zweigen



Behandlung Malariakranker in der römischen Campagna.

und Knospen zu leben vermögen und des Wassers nicht bedürfen. Die Giraffe ist klug, gutmütig und äußerst friedlich. Nur im Notfalle, wenn sie selbst oder ihr Junges angegriffen wird, gerät sie in Zorn und weiß sich dann sehr nachdrücklich zu verteidigen. Das thut sie aber nicht etwa mit den kurzen Hörnern, die bloß zum Schmuck zu dienen scheinen, sondern mit kräftigen Schlägen ihrer langen, starkknochigen und sehnigen Vorderbeine. Die Kraft dieser Schläge ist so gewaltig, daß sie dadurch nicht nur im stande ist, wie auf unserem vortrefflichen Tierbilde S. 237, ihr Junges vor einem Krokodil zu retten, das es in die schlammigen Tiefen der Lagune herabziehen will, sondern sogar den Löwen in die Flucht zu treiben.

Die Seife von Windsor.

Geschichtliche Erzählung von **Felix Lilla**.

1. (Nachdruck verboten.)

Unter schweren Steuern und Bedrückungen aller Art hatte das englische Volk zur Zeit der Regierung Karls I. zu seufzen. Fast alle notwendigen Lebensbedürfnisse waren zu Monopolen geworden, so auch im Jahre 1630 die Seife. Einige Schmeichler und Günstlinge des Königs wußten sich das Monopol zu erschleichen; man nannte sie infolgedessen späterhin die „adeligen Seifensieder“. Aber natürlich befaßten sie sich nicht persönlich mit der Seifenfabrikation, sondern sie überließen pachtweise ihre Gerechtsame gegen den bedeutendsten Anteil am Nutzen an eine Unternehmergesellschaft, welche unter den obwaltenden günstigen Umständen — Einfuhr fremder Seifen aus dem Auslande und anderweitige Seifenfabrikation im Inlande waren streng verboten — nach dem Grundsatze „teuer und schlecht“ ihre Seifen für die verschiedenen Zwecke lieferte, denn vor allem wollten diese Herren bei dem Geschäft auch möglichst viel Geld verdienen. Bald entstand ein allgemeines Geschrei des heftigsten Unwillens über die schlechte Beschaffenheit der neuen Monopolseifen, nicht nur bei den sämtlichen entrüsteten Wäscherinnen, auch bei den vornehmen Damen und eleganten Stutzern des Hofes und der Hauptstadt, welche zu ihrer grenzenlosen Bestürzung nunmehr erleben mußten, daß ihre Halskrausen, Spitzenmanschetten u. s. w. nicht mehr so blendend weiß waren wie zuvor, sondern vielmehr einen Stich ins Graue oder richtiger ins Gräulich-Schmutzige zeigten. Die Feinwäscherinnen, darüber zur Rede gestellt von ihren vornehmen Kundinnen und Kunden, versicherten einstimmig: „Es ist nicht unsere Schuld. Wir thun gewissenhaft unsere Pflicht, können's aber leider jetzt nicht besser machen. Es liegt an der schlechten Monopolseife.“



Vor dem Schloß in Hellbrunn bei Salzburg während des Springens der Wasserkünste. (S. 235)

Es kam sogar zu einigen Tumulten der Wäscherinnen in den Versammlungen, welche diese resoluten Damen in London abhielten, um über die schlechte Seife gemeinsam zu klagen und dagegen öffentlich Protest zu erheben. Doch wurden diese Unruhen, welche damals einigen Balladendichtern Stoff zu sonderbaren satirischen Versen lieferten, rasch unterdrückt.

* * *

Zu Windsor, nahe beim alten Schlosse, wohnte die Hofwäscherin der Königin, Frau Drummond, eine Witwe, die sich mit Feinwäscherei beschäftigte, wobei ihr ihre hübsche Tochter Nora half.

Nora war seit kurzem verlobt mit dem jungen Edgar Banks, der in der Stadt Windsor ein kleines Geschäft hatte. Er fabrizierte und verkaufte feine Pomaden, Haaröle, Bartwichse und Zahnpulver. Diese Artikel waren nämlich glücklicherweise noch nicht monopolisiert. Seife aber durfte er nicht anfertigen, was ihm sehr leid that, denn er verstand sich gut darauf. Nun, im Grunde hatte er ja auch so Ursache zur Zufriedenheit mit seinem Lose, denn sein Geschäft blühte immer mehr auf; er hatte viele gute Kunden unter den Kavalieren und Edeldamen des Hofes, die tagtäglich im Windsorschlosse — wenn die Majestäten sich dort aufhielten — aus und ein gingen; deshalb dachte er auch schon daran, nunmehr bald fröhliche Hochzeit zu feiern.

Es war am 1. August des Jahres 1630. Frau Drummond und Nora standen in ihrem Waschraume und betrachteten freudestrahlend die fertiggestellte Wäsche, die sie eben sauber geplättet hatten. Wie blendend weiß und schön war sie diesmal, fast schöner noch als jemals zuvor in der guten Zeit, als es kein Seifenmonopol gab.

Das hatte aber auch seine ganz besondere Ursache.

Edgar Banks, dem gegenüber Nora sich oftmals über die schlechte Beschaffenheit der Monopolseife beklagt hatte, war bemüht gewesen, dieselbe zu verbessern. Er hatte ein Quantum davon aufgelöst, ausgelaugt, die Unreinigkeiten ausgeschieden, noch allerlei Zweckdienliches damit vorgenommen und auf solche Weise eine vortrefflich für Wäschereizwecke geeignete Seife zu stande gebracht. Nur daran lag's also, daß diesmal Frau Drummond so stolz auf ihre Wäsche sein durfte.



Giraffen an der Lagune. (S. 235)

„Heute wird die Königin doch gewiß mit uns zufrieden sein!“ rief Nora entzückt.

„Davon bin ich auch überzeugt,“ sagte ihre Mutter nicht weniger vergnügt. „Das letzte Mal bekam ich böse Worte zu hören von der Wäschebeschließerin, obgleich es doch gar nicht unsere Schuld war.“

„Mit der schlechten Seife ließ es sich eben beim besten Willen nicht anders machen.“

„Das sagte ich ihr. Die Dame meinte aber, wir müßten dafür Rat schaffen. Nun, das ist ja jetzt geschehen.“

„Und das verdanken wir Edgar!“

„Jawohl. Er ist überhaupt ein tüchtiger Mensch, dein Bräutigam. Wirklich jammerschade ist's, daß er keine Seife fabrizieren darf.“

„Ja, ja — das verwünschte Monopol!“ seufzte Nora.

Die kostbare Wäsche der Königin wurde sorgsam zusammengelegt, in Schließkörbe gepackt und dann der dafür eigens angestellten „Leinenzeug- und Spitzenwäschebeschließerin Ihrer Majestät der Königin“ im Schlosse überbracht. Diese würdige alte Dame sprach ihre volle Zufriedenheit aus über die neueste Leistung der braven Hoffeinwäscherin, was dann in der nächstfolgenden Zeit noch weitere angenehme Folgen hatte. Denn die Königin Henriette, diese lebhafte Französin — sie war eine Tochter Heinrichs IV. von Frankreich — begehrte die gerühmte Wäsche selbst zu sehen und bezeigte sich ebenfalls aufs angenehmste überrascht über die blendende Weiße und schneeige Frische derselben. Ja, zwei ihrer Hofdamen, die dabei waren, gerieten vor Bewunderung und Entzücken ganz außer sich und beschlossen sogleich, ihren bisherigen Wäscherinnen den Laufpaß zu geben, um fortan ebenfalls ihre feine Wäsche der geschickten Frau Drummond anzuvertrauen.

Das sollte aber verhängnisvoll werden und die angenehmen Folgen, die wir erwähnten, beinahe vernichten.

Die angenehmen Folgen bestanden zunächst darin, daß die Königin ihre allerhöchste Zufriedenheit allergnädigst der strebsamen Hofwäscherin auszudrücken geruhte, indem sie ihr zugleich eine goldene Brosche als Zeichen der Anerkennung übersandte, welchen zierlichen Schmuck Frau Drummond sogleich ihrer Tochter schenkte.

Die verhängnisvollen Folgen aber waren diese: die beiden Wäscherinnen in Windsor, welche ihre bisherigen guten Kundinnen, nämlich eben jene zwei Hofdamen, so plötzlich verloren, gerieten darüber in hohe Aufregung und spürten mit allem Eifer der Ursache nach, und zwar mit Erfolg. Von einer Plätterin, die häufig bei der Frau Drummond als Gehilfin arbeitete, erfuhren sie den ganzen Zusammenhang.

Da richteten die beiden erbitterten und neidischen Weiber eine Denunziation an die Behörde, des Inhalts, die Frau Drummond habe verbotene Seife zum Waschen gebraucht, keine Monopolseife, die doch allein gebraucht werden dürfe.

Tags darauf erschienen in der Wohnung der Hofwäscherin ein Polizeibeamter und ein Kontrolleur der Seifenmonopolgesellschaft, um Erkundigungen über den Sachverhalt einzuziehen. Ohne weiteres gab Frau Drummond die Thatsache zu, daß Edgar Banks, der Bräutigam ihrer Tochter, die Monopolseife verbessert habe zum Gebrauch für die feine Wäsche der Königin. Dabei dachte sie sich gar nichts Arges, sie vermochte durchaus nichts Verbrecherisches darin zu erblicken.

Die beiden Beamten entfernten sich dann, ohne sich weiter auszulassen über das, was etwa nun amtlich in der Sache geschehen solle.

2.

Edgar Banks hatte seine Wohnung und seinen Laden in einem stattlichen Hause am Marktplatze zu Windsor, dem durch den lustigen dicken Ritter Sir John Falstaff berühmt gewordenen „Gasthof zum Hosenband“ gerade gegenüber.

Der junge Mann war eines schönen Morgens eben damit beschäftigt, eine neue Pomade zu verfertigen, die höchst angenehm und lieblich duftete, als zwei Polizeibeamte bei ihm erschienen, ihn ohne viel Federlesens ergriffen und hurtig aufs Rathaus zur Vernehmung führten.

Ein höherer Beamter verhörte ihn. Das Protokoll führte ein langer, halb verhungert aussehender Schreiber.

„Edgar Banks ist also Euer Name?“ begann der Beamte.

„Ja, Sir.“

„Wie alt seid Ihr?“

„Vierundzwanzig Jahre.“

„Noch ledig?“

„Ja. Aber verlobt.“

„Mit der Tochter der Hofwäscherin Drummond?“

„Ganz richtig.“

„Ihr fabriziert Pomaden, Haaröle, Bartwichse?“

„Jawohl, und auch Zahnpulver und allerlei Schminken. Dem steht kein Hindernis entgegen, so viel ich weiß.“

„Durchaus nicht, denn derartiges ist nicht Monopol. Aber Ihr fabriziert auch Seife, und zwar verbotenerweise, dem privilegierten Monopol zum Schaden.“

„Nein.“

„Doch. Frau Drummond hat die Thatsache eingestanden.“

„Was die Mutter meiner Braut ausgesagt hat, bestätige ich gerne als vollkommen richtig. Ja, ich habe die elende und unreine Monopolseife, welche für feine Wäsche nicht zu brauchen ist, verbessert, so daß nunmehr die Wäsche in vortrefflichster Weise zur größten Zufriedenheit der Königin ausgefallen ist. Das wird doch hoffentlich nicht als ein Verbrechen angesehen werden?“

„Auf welche Art habt Ihr die Monopolseife zu verändern oder angeblich zu verbessern Euch erdreistet?“

„Durch Auflösung und Auslaugen, durch Entfernung der unreinen und schlechten Substanzen.“

„Und dann habt Ihr wohl allerlei anderes hinzugethan?“

„Das war selbstverständlich unumgänglich nötig.“

„Also ganz offenbare Mantscherei, Seifenpantscherei und frevelhafte Fälscherei!“

„Nein, Sir. Vielmehr eine sehr zweckmäßige Verbesserung.“

„Ein Verbrechen gegen das Monopol ist's, sage ich! Das gehört vors Kriminalgericht, vor die Sternkammer! Bis auf weiteres verhänge ich über Euch die Untersuchungshaft.“

„Sir,“ rief Edgar hitzig, „ist denn jetzt jedermann in England zu unsauberer Wäsche verdammt? Soll selbst die Königin nicht in weiße Wäsche sich hüllen dürfen?“

„Das geht mich nichts an, kommt hier auch gar nicht in Frage,“ versetzte der dicke Richter. „Ich halte mich an den in England bekanntlich stets gültigen Buchstaben des Gesetzes, der Euch unrecht giebt dem zu Recht bestehenden Monopol gegenüber. Daran läßt sich nichts ändern. Ihr bleibt in Untersuchungshaft! — Heda — führt ihn ab!“

Ein Kerkermeister kam herein und führte den vor Zorn bebenden jungen Mann ab.

War denn diese Anklagesache wirklich gefährlich? Wohl mußte sie unter den obwaltenden bedenklichen Umständen dem unglücklichen Edgar so erscheinen. Mit der „Sternkammer“ war nicht zu spaßen. Von diesem Spezialgerichtshofe wurden sämtliche Monopolverletzungen abgeurteilt und in der Regel strenge, oft geradezu barbarisch bestraft.

Sternkammer wurde dieser Gerichtshof genannt nach dem Lokal in London, in welchem er stets seine Sitzungen abhielt. Es war ein großer, schöner Saal, dessen gewölbte dunkle Decke silberne oder versilberte Sterne zierten. Daher der Name.

In der Einsamkeit seiner Zelle geriet Edgar Banks dann aber doch auf tröstlichere Gedanken.

„Gewiß werden Nora und ihre Mutter alles mögliche aufbieten, um mich zu befreien,“ murmelte er. „Die beiden werden sich an die Königin wenden, für die ich ja gewissermaßen gethan habe, was mir jetzt als ein Verbrechen ausgelegt wird.“

Diese tröstliche Hoffnung sollte sich auch nicht als trügerisch erweisen.

Zuerst freilich waren Frau Drummond und ihre Tochter, als sie Edgars Verhaftung und die Veranlassung dazu erfuhren, ganz außer sich vor Aufregung und Sorge. Dann aber gewannen sie ihre Fassung wieder und beschlossen sogleich, zu der Königin Henriette ihre Zuflucht zu nehmen.

Vor allem wandten sie sich natürlich im Schlosse an die Leinenzeug- und Wäschebeschließerin. Diese führte sie unverweilt zu einer von den beiden Hofdamen, die ja auch zu ihren Kundinnen gehörten.

Gütig und interessevoll hörte die Hofdame den Bericht und begab sich dann zur Königin, um für die Hofwäscherin und deren Tochter eine kurze Audienz zu erbitten. Diese wurde auch gewährt.

Frau Drummond und Nora wurden sofort zur Königin geführt.

Die hohen Flügelthüren zu einem Nebenzimmer waren geöffnet. Im letzteren stand eine vergoldete Wiege, und darin lag ein Säugling, der zuweilen lustig kreischte; das war der kleine Prinz Karl, nachmals König Karl II., damals aber erst drei Monate alt.

Demütig sanken die beiden Bittstellerinnen vor der Königin auf die Kniee.

„Steht auf!“ befahl diese. „Was ist euer Begehr?“

Frau Drummond gab über die Angelegenheit kurze Auskunft. Da geriet die Königin Henriette, ihrem lebhaften französischen Temperament entsprechend, in hohen weiblichen Zorn.

„Das ist doch wirklich zu arg!“ rief sie, mit dem Fuße auf den Teppich stampfend. „Also diese abscheulichen Monopolseifensieder scheinen es nicht dulden zu wollen, daß ich mich tadellos gewaschener Leibwäsche erfreuen darf! Nun, das soll bald anders werden! Ich will dafür sorgen, daß der brave junge Seifenverbesserer noch heute aus der Haft befreit wird. Wahrlich, Belohnung verdient er und keine Strafe! Sogleich will ich mit meinem Gemahl über diese Angelegenheit sprechen. Geht ruhig nach Hause, verlaßt euch darauf, daß ich eure Sache bald zu einem guten Ende bringen werde!“

3.

Seine Majestät König Karl I. befand sich in seinem Ankleidezimmer und ärgerte sich nicht wenig. Sein erster Kammerdiener und sein Garderobier waren bei ihm und halfen ihm beim Anlegen des großen Ordenskostüms für die feierliche Kapitelsitzung der Hosenbandritter, welche an diesem Tage in der St. Georgshalle des Windsorschlosses stattfinden sollte.

Diese prächtige, zweihundert Fuß lange, sehr hohe und breite Halle ist geschmückt mit den Wappen aller Hosenbandritter von der ältesten bis auf die neuere Zeit.

Zu dem Hosenbandordenskostüm gehörte damals auch eine vielfach gefältelte, mit Stärke gesteifte, sehr große und prachtvolle Spitzenhalskrause. Sechs solcher Halskrausen lagen zur Auswahl bereit. Aber alle schienen nicht recht sauber zu sein; sie zeigten nicht die schneeig frische, blendende Weiße, welche sie hätten haben sollen, sondern sahen vielmehr etwas graugelblich, ja hie und da sogar mattfleckig aus.

„Ist denn gar keine tadellose Halskrause da?" fragte der König zürnend.

„Nein, Sire," versetzte der Garderobier. „Diese hier ist entschieden noch die beste und sauberste."

„So muß ich sie nehmen, so mangelhaft sie auch ist. Es muß in Zukunft besser auf die gute Beschaffenheit meiner Halskrausen geachtet werden. Verstanden?"

„Verzeiht, Sire!" sprach der Garderobier. „Es ist gewiß nicht mein Verschulden. An der gebrauchten Stärke liegt es auch nicht, wohl aber an der zum Waschen der Halskrausen verwandten Seife, die jetzt nicht so gut zu bekommen ist, wie sie, um ihrem Zwecke richtig zu dienen, eigentlich sein sollte. Das ist die allgemeine Klage in England."

„Ja, ja, das ist freilich wahr. Derartige Klagen sind auch schon mehrfach zu mir gedrungen."

In diesem Augenblick erschien ein Page und meldete, daß die Königin Seine Majestät zu sprechen wünsche, noch bevor er sich in den Kapitelsaal begebe.

Im vollen Ordensornat verfügte Karl sich zu seiner Gemahlin, gegen die er sich stets sehr galant und liebevoll bezeigte.

„Was wünschest du, meine liebe Henriette?" fragte er zärtlich.

„Ich muß mich bitterlich beklagen," versetzte sie.

„Worüber denn?"

„Ueber die abscheulichen Monopolseifensieder."

„Du auch?"

„Schau meinen Spitzenkragen und meine Aermelmanschetten an."

„Sie sind von blendender Weiße und Schönheit."

„Diese Trefflichkeit verdanken sie einem erfindungsreichen jungen Manne, der die Monopolseife verbessert hat zum speziellen Gebrauch für meine Feinwäscherin, deren Tochter seine Braut ist."

„Ein vortrefflicher junger Mann!"

„Man sollte ihn belohnen."

„Ja, das sollte man."

„Statt dessen aber wird er grausam verfolgt. Die Monopolgesellschaft, welche einen Eingriff in ihre Gerechtsame in seinem Thun erblickte, hat ihn einkerkern lassen und will ihn vor die Sternkammer bringen."

„Das ist stark!"

„Ich bitte dich, durch einen Kabinettsbefehl noch heute seine Freilassung zu bewirken."

„Das soll geschehen, meine Liebe. Wo sitzt er denn?"

„Hier in Windsor."

„Wie heißt er?"

„Edgar Banks."

„Schön! Dem jungen Seifenverbesserer soll bald gründlich geholfen werden."

„Ich danke dir, Karl."

„Bitte, schau doch einmal meine Halskrause an. Was sagst du dazu?"

„Ganz abscheulich sieht sie aus. Unzweifelhaft ist nur die schlechte Beschaffenheit der Monopolseife daran schuld."

„Ja, ja, so ist's. Aber jetzt soll Wandel geschafft werden! Wollen die Unternehmer die Seife nicht besser liefern, so hebe ich das Monopol auf. Diese gar zu gewinnsüchtige Ausbeutung hat ja beinahe schon zu Rebellionen der Wäscherinnen in London und anderen großen Städten geführt."

Karl küßte zärtlich seine Gemahlin und verließ sie.

Zunächst erteilte er noch die Weisung, unverzüglich solle in seiner Kanzlei ein Kabinettsbefehl ausgefertigt werden. Darauf begab er sich mit einem kleinen Gefolge von hohen Würdenträgern, Edelleuten, Offizieren der Leibgarde und Pagen in die St. Georgshalle zur Kapitelsitzung der Ritter des Hosenbandordens.

Edgar aber wurde noch am selben Tage aus der Haft befreit und eilte sogleich zu seiner glücklichen Braut.

* * *

Die Hauptdirektion der großen Seifenmonopolgesellschaft befand sich in einer der Vorstädte von London; natürlich hatte sie auch in den anderen größeren Städten Fabrik- und Verwaltungsfilialen und überall im Lande Niederlagen ihrer privilegierten Fabrikate.

Eines Tages saßen die Direktoren beisammen am grünen Tische in ihrem Beratungszimmer. Ein Schreiben aus dem Kabinett des Königs versetzte sie in hochgradige Aufregung.

Nicht einmal, sondern dreimal las der erste Direktor mit bebender und gepreßter Stimme das Schreiben vor. Und bei jeder neuen Verlesung des Schriftstücks erhielten die Gesichter der Direktoren ein immer längeres, bestürztes Aussehen.

Kein Wunder! Es wurde der Gesellschaft vorgeworfen, daß sie nur schlechtes Fabrikat liefere, über das allgemein bitter geklagt würde, und ihr angedeutet, daß das Monopol aufgehoben werden müsse, falls man nicht schleunigst für Verbesserung der Seife Sorge trage. Bisher, so scheine es ja, hätte sich die Gesellschaft geflissentlich jedem Verbesserungsversuch gegenüber ablehnend verhalten, wie aus der Thatsache hervorgehe, daß sie einen jungen tüchtigen Mann in Windsor, Namens Edgar Banks, der zum Nutzen und Wohlgefallen der Königin mit Erfolg es unternommen, die schlechte Monopolseife zu verbessern, höchst ungerechterweise habe einkerkern lassen. Der Monopolgesellschaft könne nur dringlichst empfohlen werden, von diesem begabten jungen Mann, dem ein Kabinettsbefehl bereits die Freiheit wiedergegeben, die gute und zweckmäßige Seifenbereitung gründlich zu erlernen.

Nachdem die Direktoren sich von dieser ungeheuren Nase einigermaßen erholt hatten, berieten sie über die Sache.

„Das für uns so vorteilhafte Monopol ist in höchster Gefahr!"

„Wir müssen die Aufhebung desselben unter allen Umständen zu verhindern suchen!"

„Am besten würde es sein, wir engagieren diesen Mr. Banks als technischen Mitdirektor."

„Ja, wahrhaftig! Das würde dem Könige gefallen."

„Wieviel Gehalt sollen wir ihm bieten?"

„Vierhundert Pfund jährlich."

„So sei es!"

Das war für jene Zeit ein sehr bedeutendes Gehalt.

Zwei Direktoren reisten unverzüglich nach Windsor und verhandelten dort mit Edgar. Freudevoll nahm der junge Mann das vorteilhafte Anerbieten an. Er verkaufte sein kleines Geschäft und siedelte nach London über, um allda technischer Mitdirektor bei der großen Monopolseifensiederei zu werden. Bald vermählte er sich auch mit der schönen Nora.

Die Monopolseife wurde fortan viel besser geliefert, so daß die Klagen des Publikums verstummten. Edgar Banks erfand einige Jahre später die vortreffliche „Windsorseife", die aus einem Gemische von raffiniertem Schweinefett, sorgfältig gereinigter Lauge, Anisöl nebst noch etlichen geheimnisvollen Zuthaten besteht und sich bis auf den heutigen Tag mit Recht großer Beliebtheit erfreut.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Indianische Rechtlichkeit. — Zwischen Toronto und Hamilton, zwei kanadischen Städten, strömt in den Ontariosee das Flüßchen „Kredit". Dieser geschäftsmäßig klingende Name ist nicht etwa indianischen, sondern wirklich kaufmännischen Ursprungs und entstand um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Damals existierte weder Toronto noch Hamilton; die ganze Gegend war noch Wildnis. An das Ufer des Flüßchens aber, nahe an dessen Mündung, begaben sich regelmäßig zu einer gewissen Jahreszeit die französischen Pelzhändler und trafen dort mit den Indianern zusammen, welche dahin ihre aus wertvollen Pelzen bestehende Jagdausbeute brachten. Dann fand während einiger Wochen der regste Tauschhandel statt, bei welchem die weißen Händler ungeheuren Profit erzielten. Diese höflichen und gewandten Franzosen konnten sich mit den Rothäuten viel besser vertragen, als später die Engländer.

Gewöhnlich aber verthaten die Indianer den gesamten Erlös ihrer Jagdzüge in Feuerwasser, und wenn sie berauscht waren, so gaben sie ihre Flinten und Decken, kurz alles, was sie bei sich hatten, her, um nur mehr und immer mehr von dem geliebten Labsal zu erlangen. Wenn sie dann gar nichts mehr hatten, wurde ihnen von den Händlern bereitwilligst Kredit gegeben; das heißt sie erhielten ihre Flinten wieder, nebst Munition, und das sonst Nötige, als Wolldecken u. s. w. Dafür verpflichteten sie sich, im folgenden Jahre eine bestimmte Anzahl Biberfelle oder andere Pelze zu liefern.

Auf solche Weise, weil dort so viel von Kredit gesprochen wurde, entstand der seltsame Name des Flusses, der vordem keinen anderen gehabt zu haben scheint, vielleicht wegen seiner Unbedeutendheit, denn er ist allerdings mehr Bach als Fluß.

Wie berichtet wird, kamen durchweg die Rothäute mit größter Ehrlichkeit ihren Verpflichtungen nach. Wenn aber doch einmal einer ausblieb, so machte der betreffende Händler ohne Groll einen Strich durch dessen Schuldkonto; denn es war als sicher anzunehmen, daß den Indianer ein Unfall in der Wildnis betroffen haben müsse.

So erging's vor 130 Jahren einem jungen Pelzhändler mit einem indianischen Jäger vom Stamme der Huronen, der Kredit erhalten hatte und nicht zurückkehrte, um die Schuld zu begleichen. Der arme Bursche muß tot sein, dachte der Weiße und durchstrich dessen Konto. — Vierzig Jahre vergingen. Der Händler hatte sich von den Geschäften zurückgezogen und wohnte in einem prächtigen Hause zu Montreal. Da glitt einst den gewaltigen St. Lorenzfluß hinab nach Montreal ein großes indianisches Kanoe, in welchem ein indianischer Greis, zwei junge Rothäute und zwei Fellballen sich befanden. Nach der Ankunft fragte der Greis sich mit seinen Begleitern, welche die Fellballen trugen, nach dem Hause des ehemaligen Händlers hin und stellte sich diesem vor als dessen früherer, totgeglaubter Geschäftsfreund. Er sei der Hurone und habe damals nicht wieder zum „Kredit" gelangen können, weil er sehr weit entfernt im Nordwesten von einem feindlichen Indianerstamm gefangen genommen worden sei. Zum schauerlichen Tode am Marterpfahle sei er bestimmt gewesen; doch die häßliche Tochter eines Häuptlings habe großmütig erklärt, daß sie ihn heiraten wolle; so also sei er nach der seltsamen indianischen Sitte sofort verheiratet und in den Stamm aufgenommen worden; jetzt erst sei es ihm möglich geworden, die weite Fahrt, viele Flüsse und Seen passierend, ins Werk zu setzen; er wollte als ehrlicher roter Mann, der in diesem Leben allen seinen Verpflichtungen redlich nachgekommen sei, vor dem großen Geiste in den Jagdgründen des Jenseits erscheinen.

Tief gerührt wurde der ehemalige Pelzhändler von solcher indianischen Rechtlichkeit und edlen Gesinnung. Er nahm die Fellballen an, ließ aber gute und nützliche Sachen zum gleichen Werte, welche er dem alten Indianer schenkte, in dessen Kanoe packen. Darauf machte der Hurone sich auf zur weiten Heimfahrt nach seinem fernen Wigwam. [F. L.]

Napoleon III. als Journalist. — Granier de Cassagnac erzählt in seinen Erinnerungen aus seinem, soweit es der verschlossene Charakter des

Kaisers überhaupt zuließ, sehr intimen journalistischen Verkehr mit Napoleon III. mancherlei interessante Züge. Mehr als 25 Jahre lang erhielten sich diese Beziehungen, von der Zeit an, wo Cassagnac als Redakteur des „Constitutionnel“ und des „Pays“ wirkte, bis herab zu den letzten und unglücklichsten Preßerzeugnissen von Chislehurst. Daß der Prinzpräsident und spätere Kaiser sich seiner unzähligemal gegen seine eigenen Minister und gegen die Kammer bediente, ihn im Amtsblatt und auf der Tribüne in den entschiedensten Ausdrücken verleugnen und dann durch Mocquard und Conti vertraulich auffordern ließ, nur tapfer in der eingeschlagenen Bahn zu verharren, erzählt Cassagnac als die natürlichste Sache von der Welt und sogar zum besonderen Preise seines Herrn und Meisters. Anfangs der fünfziger Jahre mußte Rouher als Justizminister ihn auf Antrag der Kammern strafrechtlich verfolgen, und das Gericht erkannte auf eine Geldstrafe von fünftausend Franken. An einem der nächsten Tage überbrachte ihm der Kabinettschef des Prinzpräsidenten, Auguste Chevalier, nicht nur diese fünftausend Franken, sondern auch noch die gleiche Summe als Präsent für seinen Verteidiger.

Noch schöner ist folgende Geschichte: Eines Abends, so erzählt Cassagnac, kurz nach dem Staatsstreich des 2. Dezember, war im Elysée Empfang. Der Prinz saß, eine Schale Eis nehmend, auf einem Sofa und winkte mir, neben ihm Platz zu nehmen, und sprach dann zu mir: „Lassen Sie sich ein Gefrorenes geben und nehmen Sie, indem Sie es verzehren, die richtige Haltung an, wie jemand, der von mir ausgescholten wird. Der belgische Gesandte hat sich soeben bei meinem Minister des Aeußeren über einen Artikel des „Constitutionnel“ beschwert, in dem Sie meine Pläne etwas gar zu offen enthüllt haben. Sie sind sonst die Zurückhaltung selbst, und dies ist die erste Unbesonnenheit, die Ihnen entschlüpft ist; aber es ist nun einmal geschehen, und ich bin eine Genugthuung schuldig. Wäre ich ein junges Mädchen und hätten meine Eltern den Verdacht, daß Sie mein Liebhaber sind, so müßten wir, damit unser Verhältnis fortdauern könnte, scheinbar miteinander brechen. Nun denn, seien wir, um jeden Verdacht zu beseitigen, auf ein paar Tage überworfen! Soviel ich weiß, sind Sie für morgen bei mir zur Tafel geladen; kommen Sie lieber nicht; Sie werden sich später schadlos halten.“

Nach diesen Aufzeichnungen war Napoleon III. — was auch von anderer Seite bestätigt wird — der fleißigste Journalist seiner Zeit. Nicht nur inspirierte er fünf oder sechs Blätter auf einmal und darunter auch solche, die zum Schein gegen seine Regierung Opposition machten; er besprach sich auch persönlich mit den Redakteuren und Broschürenschreibern, sah ihre Korrekturbogen durch, machte dann wieder mündlich seine Einwendungen und Glossen und gab ihnen sogar nicht selten eigenhändig geschriebene Instruktionen

Humoristisches.

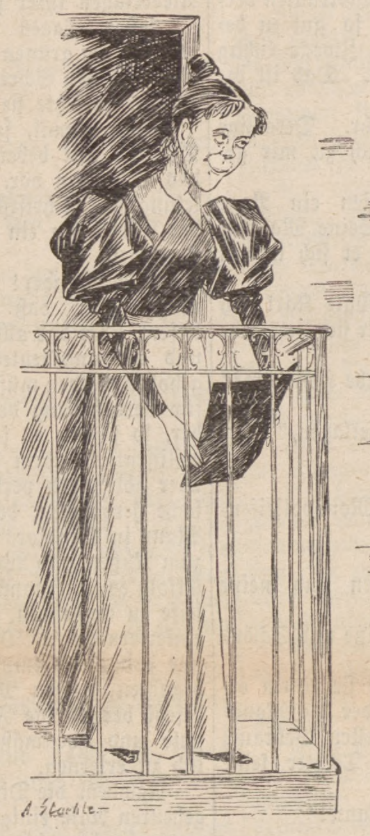


Schlau.

Frau (vor dem Modegeschäft): Was meinst du, ob mich dieses Umhängsel kleiden würde?

Mann: Unsinn, dir stehen überhaupt nur Mäntel!

Frau: Was du für einen guten Geschmack hast! ... Also du kaufst mir einen neuen Mantel, nicht wahr?





Grober Wink.

Herr (durch vieles falsches Spielen belästigt): Fräulein Notenbrecher, Sie spielen wohl sehr gern Klavier?

Fräulein (geschmeichelt): Ach, riesig gern, Herr Nachbar!

Herr: Nun, und warum lernen Sie es dann nicht?

Als im Jahre 1867 aus seiner Schatulle der „Etendard“ gegründet wurde, unterhielt sich der Kaiser mit Herrn Auguste Vitu, den er zum Chefredakteur ausersehen hatte, wie irgend ein Zeitungsunternehmer von Beruf.

„Warum,“ fragte er Vitu, „warum, glauben Sie, hat der „Figaro“ so großen Erfolg?“

Vitu, durch diese Vertraulichkeit überrascht, wußte nicht, was er antworten sollte.

„Meines Erachtens deshalb,“ fuhr der Kaiser fort, „weil er lauter kurze und mannigfache Artikel bringt, von denen jeder ein anderes Thema behandelt.“

Napoleon III. hatte in der That besondere Vorliebe für solche kurze Aufsätze, die er gelegentlich wohl auch selbst skizzierte. So gab er zum Beispiel eben für die ersten Nummern dieses „Etendard“ Herrn Granier de Cassagnac in eigenhändigen Noten das Material zu fünf Artikeln, in welchen dieser den Ministern, mit denen der Kaiser wieder einmal in Widerstreit war, eine heilsame Lektion erteilen sollte. Vitu selbst, auf dessen Verschwiegenheit man nicht rechnen konnte, erhielt die Artikel fertig gesetzt und erfuhr erst neun Tage später, von wem sie herrührten; Cassagnac aber mußte jeden Artikel vorher in den Tuilerien vorlesen und dabei dem Kaiser die betreffenden Noten zurückgeben, woraus hervorgeht, daß Napoleon sogar ihm gegenüber von Mißtrauen nicht völlig frei war. [C. T.]

Bilder-Rätsel „Die Schlüssel“.



Ein Edelmann führt in seinem Schilde obiges Wappen. Die in dasselbe eingefügten Buchstaben ergeben, in richtiger Reihenfolge gelesen, seinen Wahlspruch. Wie lautet dieser?

Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 29: Es steht schlimm im Hause, wenn die Henne lauter kräht als der Hahn.

Dichter-Rätsel.

Die nachstehenden Dichternamen: Goethe, Lessing, Scheffel, Schiller, Körner, Kerner, Arndt, Voß, Gellert, Freytag, Hauff lassen sich in der obigen Reihenfolge so untereinanderstellen, daß eine senkrechte Buchstabenreihe einen weiteren Dichter nennt. Wie heißt derselbe?

Auflösung folgt in Nr. 31.

Logogriph.

Mit l steht's oft am Gartenhaus,
Auch frei manchmal im Garten;
Es breiten dran sich Ranken aus,
Davon wir Frucht erwarten.

So kommt es meist an Orten vor,
Wo reich die Reben sprießen;
Auch stieg manch einer dran empor,
Die Liebe zu genießen.

Mit n im schönen Land es wohnt,
Wo arm es meist geblieben,
Wo einst der König hat gethront,
Der stolz es mochte lieben.

Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 29:
Arrest (Ar, Rest).

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.